

Abonnements-Bedingungen:
Abonnement Preis 3 Mark 50 Pf. monatlich...

Die Insertions-Gebühr
betragt für die sechsstelligen Kolonial...

Vorwärts

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.

Montag, den 1. September 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.

Sanct Sedan.

In des Jahres Kreislauf sind wir wieder einmal so weit gekommen, daß das brüllende Hurra des Sedanfestes über die Blachfelder schallt.

Der berühmte belgische Romancier Camille Lemonnier, vor kurzem erst verstorben, hat unmitttelbar nach dem Schlachten das Feld von Sedan besucht...

Aber nicht nur aus Gründen der Menschlichkeit, sondern auch der Politik lehnen wir diesem Treiben den Rücken zu. Zwar läßt es sich aus historischer Perspektive recht wohl verstehen...

Nun redet sich allerdings der landläufige Patriotismus damit heraus, daß der Tag von Sedan eben als Höhepunkt des Krieges gefeiert werde...

Das Blut von Wörth, das Blut von Spichern,
Von Mars-la-Tour und Gravelotte,
Einheit und Freiheit sollt' es sichern...

Der Katzenjammer kam in der Tat hinter dem Rausche drein und noch heute tränen uns die Augen. Unmittelbar nach der „Einheit und Freiheit“ Deutschlands begann Bismarcks sinnloses Wüten gegen die Staatsbürger...

Am allerwenigsten aber haben wir im Jahre der gigantischen aller Militärvorlagen Grund und Anlaß, mit den Sedanpatrioten zu heulen...

für den überwuchernden Militarismus, den Chimborasso an Reichsschulden und die stets drückenderen Steuerlasten, so muß man geradezu auf den Tag von Sedan zurückgreifen.

bruch dieser Furcht kostet uns weit mehr als eine Milliarde Mark, und wenn man dergestalt die Folgen von Sedan ermittelt, wird der 1. September vollends kein Tag des Jubels.

Als Blücher 1814 als Sieger in Paris einzog, wollte der alte Verferker die Genabridge, ein Denkmal von Breuhens Schmach, in die Luft sprengen lassen.

Ein imperialistisches Zeitungsunternehmen.

Die gewaltige Entwicklung des Kapitalismus hat ihn in eine neue Sturm- und Drangperiode geführt. Für die durch die moderne Technik enorm gesteigerten Produktivkräfte und das nach profitabler Anlage verlangende ausgehäute Kapital sind die bisherigen Warenab- und Kapitalanlagemärkte zu eng geworden.

Noch mehr als die exportierende Großindustrie hat das Reeder- und vor allem das große Finanzkapital ein starkes Interesse an der Ausdehnung des Kolonialbesitzes; denn wenn es auch nicht ganz unrichtig ist, daß der Handel im allgemeinen der Flagge folgt...

Daß in Anbetracht solcher Profitinteressen das große Kapital nicht nur danach trachtet, die Staatsmacht seinen imperialistischen Zwecken dienstbar zu machen, sondern zugleich auch auf die vaterländische Presse möglichst Einfluss zu gewinnen, ist durchaus begreiflich.

Es handelt sich um ein großes tägliches Blatt, das baldigst unter dem Titel:

„Zeitung der Zeitungen
Tägliche Weltübersicht der internationalen Politik, Kultur und Wirtschaft“

erscheinen soll. Als Herausgeber zeichnet zunächst der Journalist Artur Kirchhoff, Berlin-Solente, bereits haben eine große Reihe von Banken, Reedereien, Werften, Kolonialgesellschaften, Fabriken, Export- und Importfirmen usw., daneben aber auch verschiedene Handelskammern und Ministerien, Abonnements und Geldunterstützungen zugesagt...

Für die Vorbereitungsarbeiten haben eine Anzahl großer Firmen bereits durch sogenannte Zahlungen à fond perdu über 40 000 M. aufgebracht. Hauptgeldgeber sind die großen Banken (Deutsche Bank, Dresdener Bank, Diskontogesellschaft, Mitteldutsche Kreditbank, Rheinische Kreditbank, A. Schaaffhausenscher Bankverein, Berliner Handelsgesellschaft, Bank für Handel und Industrie, Norddeutsche Bank usw.)...

Das neue Organ soll hauptsächlich Berichte über die Wirtschaftspolitik und die wirtschaftliche Lage Deutschlands, der auswärtigen Staaten und der Kolonien bieten.

„Europäische Briefe“

erscheinen, zunächst zweimal im Monat, später wöchentlich, und zwar soll diese Korrespondenz den auswärtigen Blättern in deren Landessprache geliefert werden, den südamerikanischen Zeitungen also spanisch und portugiesisch, den japanischen Zeitungen japanisch, den australischen Zeitungen englisch usw.

Als Zweck dieser „Europäischen Briefe“ wird genannt, erstens die Auslandsmärkte über die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Deutschlands zu unterrichten, zweitens der „Verteuerung“ und „Herabsetzung“ Deutschlands entgegenzuwirken. Bisher bezog das Ausland vornehmlich keine Nachrichten über die Regierungspolitik und die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands...

freudigkeit freilich nur in Neben gegen die rote Gefahr. Da es sich um einen Neuling auf dem Gebiete der Politik handelt, fürchtet der Herr Oberst offenbar, in Versammlungen vor leeren Bänken seine Weisheiten zu verapfen; er zieht es daher vor, seine politischen Erfahrungen auf dem Kasernenhofe vor versammelter Mannschaft von sich zu geben. Unserem Moskauer Parteiblatt gingen in diesen Tagen mündlich und schriftlich Bescheiden zu, daß der Herr Oberst auf dem Kasernenhofe zu Moskau den Referatisten, die zu einer vierzehntägigen Übung eingezogen waren, eine Rede gehalten hat, in der die Sozialdemokratie als Schweinehund bezeichnet wurde, die die Offiziere „in den Dreck ziehen“. Der Herr Oberst erwartete, daß die Referatisten diesen Schweinehund nicht glaubten und nicht selbst solche Schweinehund werden.

Wie gesagt, der Herr Oberst ist offenbar noch ein Neuling auf dem Gebiete der Politik. Vielleicht fürchtet er auch, an anderer Stelle entsprechend abgefertigt zu werden und zieht es daher vor, seine Lieberzeugung manhaft da von sich zu geben, wo eine abweichende Ansicht nicht zu fürchten ist. Auch der kräftige, aber vornehme Ton der Rede ist wohl inspiriert worden durch die Umgebung. Der Herr Oberst wollte offenbar aus dem gewöhnlichen Kasernenhof-Stil nicht herausfallen.

Strassenkämpfe in Dublin.

Die Polizei gegen die streifenden Eisenbahner.

London, 31. August. (Privattelegramm des „Vorwärts“). Der Streik der Strassenbahner in Dublin hat gestern zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Volksmasse und der Polizei geführt, die an die feinerzeitigen Ereignisse in Johannesburg erinnern. Tausende Personen versammelten sich am Sonnabend auf Liberty Hall, die Polizei trieb sie jedoch mit Knütteln auseinander. Dabei wurden über hundert Personen verletzt. 60 bis 70 Personen mußten gestern Abend im Krankenhaus behandelt werden, davon liegen 3 oder 4 mit gespaltenem Schädel im Sterben.

Der Kampf der Behörden richtet sich vor allen Dingen gegen die schnell angewachsene irische Transportarbeitergewerkschaft, die jetzt 20 000 Mitglieder zählt und jede Woche 1000 neue gewinnt. Fünf der Führer, darunter Parkin, der Sekretär der Transportarbeiter, wurden am letzten Donnerstag wegen Hochverrats verhaftet, weil sie Drohungen ausgestoßen haben sollen, die die aristokratischen Führer der konservativen Nordirländer seit Monaten täglich gebrauchen, ohne daß ihnen irgend etwas geschähe. Die verhafteten fünf Arbeiterführer wurden am Freitag gegen Stellung einer Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt, aber gestern wieder verhaftet. Einer von ihnen, der Gemeinderat Connolly, wurde wegen Aufreizung zur Empörung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Parkin scheint sich der Wiederverhaftung bis jetzt entzogen zu haben. Er hat erklärt, daß er tot oder lebendig an der für heute Sonntag anberaumten Dubliner Massenversammlung teilnehmen wird, die vom Obermagistrat der Stadt verboten worden ist. Nach einer Meldung des „Daily Citizen“ marschieren große Trupps Landarbeiter nach Dublin, um an der Massenversammlung, zu der man 50 000 Menschen erwartet, teilzunehmen. Dublin sieht gegenwärtig voller Polizisten und Gendarmen und das Militär wird bereit gehalten. Der Statthalter hat sich geweigert, das Versammlungsverbot rückgängig zu machen.

Die Balkanfrage.

Bulgarien und die Türkei.

Die Einleitung offizieller Unterhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei sind von der „Nordd. Allg. Ztg.“ mit folgendem Kommentar begleitet:

„Die abgelaufene Woche hat ein weiteres Nachlassen der Spannung zwischen Bulgarien und der Türkei gebracht. Allem Anscheine nach ist man in Sofia dem Versuch einer Aussprache mit der Pforte über die neuen Grenzhalthältnisse und ihre Sicherung nicht durchaus abgeneigt. Zur Erleichterung der Lage hat der Umstand beigetragen, daß in Thrazien kein Anlaß zu neuen Zwischenfällen geboten worden ist. So hat sich eine Möglichkeit dafür ergeben, daß Bulgarien und die Pforte in bessere Fühlung kommen.“

Die Schen vor der Wahrheit.

Wien, 31. August. (Meldung der Agence d'Albena.) Der Internationalen Kommission zur Untersuchung der Balkanfrage, die sich gegenwärtig in Saloniki aufhält, wurde erklärt, daß sie ihr Mitglied Mijunow, dessen Parteilichkeit für die Bulgaren zu offensichtlich sei, durch eine andere Persönlichkeit ersetzen möge. Die Kommission erklärte sich jedoch solidarisch. Infolgedessen wird die Aufgabe der Kommission als gescheitert angesehen.

Die Vereinigten Staaten und Mexiko.

Washington, 31. August. Staatssekretär Bryan erhielt ein beruhigendes Telegramm Linds, der wahrscheinlich für einige Zeit in Veracruz bleiben und sich bereit halten wird, nach der Stadt Mexiko zurückzukehren. Dem Benehmen nach beruht Wilsons Befürchtung, daß den Amerikanern Gefahr drohe, auf den finanziellen Schwierigkeiten, mit denen die mexikanische Regierung zu kämpfen haben soll, und auf der Unzufriedenheit in der mexikanischen Armee.

Aus Groß-Berlin.

Gepriesen sei die Wehrvorlage!

Alle Welt schimpft auf die Wehrvorlage. Mit einem nassen Auge nur denken die Besthenden an das Opferjahr, das ihren Geldbeutel ganz gegen sonstige liebgewordene Gewohnheit zur Dedung der Kosten heranzieht. Da ist es eine Freude zu sehen, daß es noch biedere deutsche Patrioten gibt, die sich an der glücklicherweise unter Dach und Fach gebrachten Wehrvorlage von ganzem Herzen erfreuen. In besonders hohen Tönen wurde der neuen Milliardenbelastung am Donnerstag an reich besetzter Festtafel ein Loblied gesungen. Einem Wilmerdorfer Bauunternehmer hatte die Wehrvorlage Anlaß gegeben, seine Freunde zu einer Festlichkeit einzuladen. Nachdem man sich an Speis und Trank wacker gütlich getan hatte, ertönten nach guter deutscher Sitte Festgesänge, die den Gastgeber und seine holde Gattin priesen. Dabei erfuhr man auch, warum denn eigentlich der Bauunternehmer ein so großer Patriot ist, daß er des Opferjahres so freudig gedenkt. In einem der Festlieder wird der Gastgeber also verherrlicht:

Und warum ist er heut so frei,
Daß er spendiert die Schweinerei?
Denn ist die Wehrvorlage schuld,
Denn beim Herrn Kriegsminister
Steht Martin in gar großer Schuld.

Er kriegt Kasernenbäcker viel,
Die baut er jetzt im „Befen-Stuhl“;
Hauptfach ist, daß es Geld für gibt!
Bei den Kommiss-Soldaten
Ist zu viel Kunst ja nicht beliebt.

Die Dächer werden schwarz gedeckt,
Die Wände weiß dann, wie geleckt,
Der Sockel prangt im schönsten Rot,
Verbilddet ewige Treue
Der stolzen Fahne Schwarz-weiß-rot.

Gepriesen sei die Wehrvorlage!
Die uns beschied den heut'gen Tag!
Mit Eisbein, Kohl und Erbspüree,
Das Martin uns spendieret,
Und Bier und Schnaps à liberte.

Es geht doch nichts über den Patriotismus des ehrbaren Bürgers. Mit vollen Lachen preist er des Reiches Herrlichkeit — „Hauptfach“ ist, daß es Geld für gibt“.

Ein Volkskonzert im Schillerpark.

Vor einer vieltausendköpfigen Menschenmenge legte am Sonntag auf der Terrasse im Schillerpark der rühmlichst bekannte Arbeitergesangsverein „Fichte-Georgina“ unter Leitung des Chormeisters Th. Gervais eine Probe seines Könnens ab. Es wurden folgende Lieder zum Vortrag gebracht: Weihe des Gesangs von Mozart, Zu Strahburg auf der langen Brück von Hilpert, Der Jäger aus Kurpfalz von v. Othegraven, Beim Holzerstrauch von Kirchner, Müller und Gesell von Jeltzer, Ein Volkslied von Gervais.

Der Beifall des Publikums war riesengroß und es mußte auf stürmisches Verlangen noch ein Lied zum Vortrag gebracht werden. Gesungen wurde „Der satirische Dursch“ von Koschat.

Auf der Brandstätte im „Erdmannshof“

am Kottbuser Ufer 89/90 war die Feuerwehre auch gestern noch tätig. Es mußte immer noch hin und wieder Wasser gegeben werden, um die noch glimmenden Holzreste völlig abzulöschen. Am stärksten in Mitleidenenschaft gezogen sind die Firmen Raier u. Franz, Freyer u. Kaupach und August Fischer, formals Rudolf Bülow. Diese drei Tischlerereien hatten auf den Böden des zweiten Quergebäudes und Seitenflügels ungeheure Mengen Holzzerlagenten, die durch Feuer und Wasser vollständig unbrauchbar geworden sind. Die Firma Fischer hatte auf dem vom Feuer zerstörten Boden auch einen größeren Posten fertiger Sachen und Furniere. Der Gesamtschaden bei den betroffenen drei Tischlerereien ist sehr beträchtlich, aber durch Versicherung zum Teil gedeckt. In welchem Holzlager eigentlich das Feuer entstanden ist, steht noch nicht einwandfrei fest. Die Dachstuhl des zweiten Quergebäudes und Seitenflügels müssen vollkommen erneuert werden. Nachträglich sind noch drei Feuerwehreinheiten unter der Einwirkung der Rauchentwicklung ekrant. Es sind dies der Oberfeuerwehmann Fischer und die Feuerwehrmänner Engel und Kruschke.

In der Eissack Straße 21 hatte die Feuerwehre in der Nacht zum Sonntag einen größeren Kellerbrand abzulöschen.

Nach großen Kreditfahndeleien flüchtig geworden

sind die Inhaber der Firma Welck u. Kertch aus der Kommandantenstraße 33. Ein Hauswirt aus dieser Straße hatte von einem früheren Mieter, der in seinem Hause ein Installationsgeschäft betrieb, wegen rückständiger Miete dessen Warenlager zurückbehalten. Um nun diese Sachen nutzbringend anzuwenden, wandte er sich an einen ihm bekannten Monteur, dem er in dem Hause Nr. 33 ein Ladengeschäft einrichtete. Der Monteur glaubte aber bessere Geschäfte zu machen, wenn er in größerem Umfange arbeite. Er wandte sich diesbezüglich an den 67 Jahre alten Kaufmann Arthur Welck aus der Waldemarstraße 66. Dieser erbot sich, das neue Geschäft zu übernehmen und zu vergrößern. Weil er jedoch kein Geld besaß, setzte er sich mit einem Freund, dem 23 Jahre alten „Studenten“ Bela Kertch, der sich hier unangemeldet aufhielt, in Verbindung. Welck erzählte dem Monteur, daß Kertch über große Geldmittel verfüge und wußte diesen dahin zu bewegen, daß er und sein Freund Inhaber des Geschäftes wurden und der Monteur als Verwalter angestellt wurde. Das erste, was die neugegründete Firma tat, war, daß sie sich Geschäftskarten drucken ließ. Welck u. Kertch, Export-Import, technische, Metalle und Kellereiarbeiten, Kommission und Materiallager. Kernsprecher: Kottbuser (die Nummer fehlte, weil sie keinen Anschlag besaßen). Berlin E. 19, Kommandantenstraße 33. Mit diesen Karten bewappnet zogen sie nun zu verschiedenen Geschäften. Zuerst bestellten sie bei einem Tischlermeister zwei Schreibtische, dann bei einer Reihe Schreibmaschinenfirmen Schreibmaschinen, bei einem Sattlermeister Lederkoffer, bei einem Kleiderhändler Frackanzüge, Smoking und Westen, bei Zigarrengeschäften Zigarren usw. Schließlich aßen und tranken sie noch auf Kredit in einer Gastwirtschaft. Niemandem beachteten sie in Bar, nahmen vielmehr alles auf Kredit oder gaben Wechsel. Als Empfehlung dienie ihnen stets die Geschäftskarte, die sie mit dem Hinweis vorgezeigt, daß sie ein offenes Geschäft betreiben würden und als dessen Inhaber wohl für den geleisteten Betrag gut seien. Als sie auf diese Weise überall auf Kredit gekauft und die Waren alle zu Geld gemacht hatten, verschwanden sie beide aus Berlin.

Eine Pfändung mit Hindernissen

spielte sich am Sonnabendabend in Oberschöneweide ab. In der Rathenaustraße wohnte seit einiger Zeit ein Türke mit Namen Samy Bilosof aus Adrianopol. Er gedachte jetzt wieder nach seinem Heimatort zu fahren. Als er am Sonnabendabend beim Baden war, klopfte es plötzlich an der Tür und es erschien ein Gerichtsvollzieher auf der Bildfläche. Samy verstand erst nicht recht, was der Fremde wollte, als man ihm aber doch begreiflich machen konnte, daß wegen rückständiger Steuern seine Habseligkeiten zurückerhalten werden sollten, hat der Türke, ihm doch ja nichts fortzunehmen. Der Vollziehungsbeamte begann jedoch damit, die Habseligkeiten des Türken mit dem Siegel zu versehen, hierbei geriet Samy in Wut, so daß er den Beamten an der Ausübung der Pfändung mit Gewalt zu hindern suchte. Der Letztere setzte sich zur Wehr und nun kam es zwischen dem Gerichtsvollzieher und dem Türken zu einem Ringen, bei dem schließlich der erstere die Ueberhand behielt. Kurz darauf mußte sich der Türke nach dem Köpenicker Untersuchungsgefängnis abführen lassen.

Die Leiche einer etwa 55 Jahre alten Frau wurde gestern an der Schleuseninsel im Hegergraben gefunden. Die Tote wurde nach dem Schauhause gebracht; sie ist mittelgroß und hager und trug eine grüngestreifte Bluse, einen schwarzen Rock, schwarze Strümpfe, schwarze halbe Anstiefel und eine Arbeitschürze. Ein besonderes Merkmal ist, daß sie ziemlich starken Haarwuchs auf der Oberlippe hat.

Sturz aus dem vierten Stock.

In der Halleschen Straße 33 sprang gestern Abend gegen 7 1/2 Uhr das 19 Jahre alte Dienstmädchen Marie A. aus einem Fenster des 4. Stockes auf den Hof hinab. Es wurde in schwerverletztem Zustande in das Lichtfelder Krankenhaus gebracht. Welche Motive das Mädchen zu der Tat veranlaßt haben, konnte nicht ermittelt werden.

Streik der Linoleumleger.

In einer am Sonntagvormittag abgehaltenen Versammlung der Linoleumleger und Teppichnäher wurde zunächst über die Er-

gebnisse der Verhandlungen mit den einzelnen Firmen berichtet. Daraus war ersichtlich, daß nur wenige Firmen resp. Werkstätten einzelne Zugeständnisse gemacht haben. Die Mehrzahl der Arbeitgeber schien aber abzuwarten zu wollen. Die ausgedehnte, oft ziemlich bewegte Debatte ergab eine starke Neigung zum Streik. Das kam auch in dem beinahe mit Einstimmigkeit angenommenen Streikbeschuß zum Ausdruck. Er lautet:

Sämtliche Linoleumleger und Teppichnäher stellen morgen (Montag) früh die Arbeit ein. Eine Ausnahme ist nur für die Kollegen bei den Firmen Herzog, Israel, Wertheim und Leonhardt zulässig. Die Versammlung überläßt es den bei diesen Firmen beschäftigten Kollegen, selbst über die weitere Entwicklung ihrer Arbeitsbedingungen zu bestimmen.

Theaterpremièren.

Kleines Theater: Der Barbier von Seville. Komödie von Ray Weil. Paul und Paula oder die Geschwister. Ein Lustspiel von Herbert Eulenburg. In Ewigkeit Amen. Ein Gerichtsstück von Anton Wildgans. Von den drei Einaktern, die die neue Direktion Altmann zur Eröffnung der Saison brachte, fand das Eulenburgsche Lustspielchen „Die Geschwister“ höchst freundliche Aufnahme. Ein jung verheiratetes Pärchen, das sich erst in Anbetungen über frühere Liebesabenteuer ergeht, rückt im Verlaufe eines in Anstalten gereimten Dialogs schließlich mit den lebendigen Dokumenten der Vergangenheit heraus. Paul führt der Gattin, furchsam und verlegen, sein Pauschen vor, wofür sich diese mit einer kleinen gleichfalls im Heiratvertrage nicht erwähnten Paula revanchiert; derart, daß keiner dem anderen etwas vorzumerken hat und das Prinzip der Gleichberechtigung nicht gewahrt bleibt. Die beiden Kinder, deren allkluge laute Stimmchen viel zum Heiterkeitserfolge beitragen, geben sich auf Geheiß der Eltern einen Kuß. Und das Süßhauerliche der Lieberzeugung wandelt sich, als Paula schließlich ihrem Paul die Aussicht auf einen dritten beiderseitigen Sprößling annunziert, in lauter Süßigkeit. Der Einfall, durch Verdoppelung eine im Grunde doch recht peinlich-ernste Situation ins Drollige zu wenden, ist led und amüsant. Nur das Detail der Ausführung fällt etwas mager aus. Zu rasch erkennt man die Pointe, auf die das Ganze ausgeht, und auf dem Weg dahin gibts nicht genug des Unerwarteten. Es fehlt das lustig ununterbrochene Prasseln wüthiger Parabolen, ein Spiel, das dem gewählten Thema immer neue Seiten abgeminnend, die Stimmung ausgelassenen Uebermuts immerfort in Atem hält, wie etwa in Schnitzlers „Literatur“ oder in Hermann Lachs „Konzert“. Die Blüthigkeit, die man Eulenburg so oft schon vorgeworfen, verleiht sich auch hier nicht. So läßt er sich, von anderem abgesehen, durch den Reizzwang oft ins Breite, Leere treiben. Der Darsteller des Paul, der sonst ausgezeichnete Herr Adalbert, schien durch die ungewohnten Verse hier und da geniert; seine Partnerin Alice Altmann-Gall bewegte sich in diesem Element viel freier.

Das erste Stückchen, Welck „Barbier von Seville“, in dem Harioau und Käthe Frank-Witt die Hauptrollen zu mimen hatten, entbehrte jeder Qualität. Ein melancholisch eifersüchtiger, von seiner grundgemeinen Ehehälfte betrogener Barbier rastet den gnädigen Herrn, der, wie er eben erst erfahren, ihm Hörner aufsetzt, minutenlang auf der Bühne. Wird er ihn bei dieser günstigen Gelegenheit die Kehle durchschneiden oder nicht? Das ist die große Spannung. Zum Glück geht ohne Murthergehen ab. Nur die Parastoppeln fallen und das böse Weib bekommt verdienstermaßen den Laufpaß, wie vom Ehemann so vom Liebhaber.

Das den Abend abschließende Gerichtsstück mit dem recht deplacierten Titel „In Ewigkeit Amen“ besaß zum mindesten den Vorzug einer lobenswerten sozialkritischen Tendenz. Wenngleich die richterliche Verhörszene des Wildganschen Aktes mit den entsprechenden Partien in „Vieux“, „Roter Robe“ an dramatischer Kraft sich selbstverständlich nicht vergleichen können, kulminieren auch sie in einer aufrüttelnden Anklage gegen gewisse Typen eines hartberzigen und blind verstockten Richterturns. Nichts kann den hochgelehrten Herrn Juristen, dem der Angeklagte, ein armer alter, darum, weil er bereits im Zustande geessen, von vornherein als Schuldiger erscheint, in seiner Ueberzeugung wankend machen. Ehe er die Wahrheit — die doch in diesem Fall so einfache Wahrheit — sähe, greift er in dem erhabenen Bewußtsein amtlichen Verrichters lieber zu den absurdesten Kombinationen, die (soweit an Ehren bringt) das unglückliche Opfer von neuem in den Kerker liefern müssen. Herr Bid, der in „Vieux“ „Schiffbrüchigen“ den humanen Arzt hervortragend spielte, wirkte hier in der Rolle dieses seelenlosen verbohrien Aktenmenschen gleichermäßen überzeugend. Sehr gut waren auch Paul Wildt in der Figur des Angeklagten und Irma Klöaer als die meinereidige Verlastungszeugin. Der Verfasser konnte mehrmals erd.

Letzte Nachrichten.

Reichstagsersatzwahl.

Landshut, 31. August. Bei der heutigen Reichstagsersatzwahl wurden bis 11 Uhr abends für den Freiherrn von Arctin (Zentrum) 9992 Stimmen, für den Kandidaten des Bauernbundes und der Liberalen Eisenberger 4784 Stimmen, für den sozialdemokratischen Kandidaten Raith 1595 Stimmen abgegeben. Acht Bezirke stehen noch aus. Die Wahl des Freiherrn von Arctin (Zentrum) ist sicher.

Delcassé verläßt Petersburg.

Paris, 31. August. Die „Liberte“ meldet, Votschafter Delcassé, welcher gegenwärtig auf Urlaub in Frankreich weilte, werde seinen Posten in Petersburg im Oktober verlassen und nur noch zur Ueberreichung des Abberufungsschreibens dorthin zurückkehren.

Bandenkämpfe auf dem Balkan.

Konstantinopel, 31. August. (W. L. B.) Nachrichten aus türkischer Quelle zufolge, dauern die Zusammenstöße zwischen bulgarischen Banden und türkischen Freiwilligen in der Gegend von Kirdschali und Teridere fort. Wie verlautet, hatten die Bulgaren in einem Gefecht am Freitag 160 Tote und zahlreiche Verwundete. Auf türkischer Seite soll nur ein Mann gefallen sein. Die Bevölkerung der Gegend von Kirdschali und Teridere sowie die von Gümüldschina ist, wie es heißt, entschlossen, der Verjegung von seiten der Bularen möglichen Widerstand zu leisten.

Für 35 000 M. Wertfachen gestohlen.

Hamburg, 31. August. (R.-G.) In der letzten Nacht wurde in der Großen Johannisstraße bei der Juwelenfirma Wiede u. Gierth ein verwegener Einbruch verübt. Die Diebe drangen vom ersten Stockwerk durch die Decke in den Laden ein und raubten Schmuckfachen im Werte von 35 000 M. Bisher gelang es nicht, die Täter zu verhaften.

Theater.

Montag, 1. September 1913.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Prater. Das Hummelmädchen.

Anfang 7 1/2 Uhr.

Kgl. Schauspielhaus. Die Welt, in der man sich langweilt.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Mit dem Imperator nach New York.

Kgl. Opernhaus. Carmen.

Deutsches. Der lebende Leichnam.

Kammerspiele. Kaiserliche Hoheit.

Kleines. In Ewigkeit Amen. Paul und Paula. Der Barbier von Verriac.

Deutsches Schauspielhaus. Sieben tolle Tage.

Schiller O. Moral.

Schiller Charlottenburg. Cosemanns Töchter.

Westen. Geschlossen.

Berliner. Himmelskinder.

Thalia. Puppen.

Theater am Volkedorsplatz. Die Prinzessin.

Königsgräber Straße. Die fünf Franken.

Kasino. Der Affentenor oder Caruso auf Teufel.

Trianon. Der abgerissene Glockenzug. Untreu.

Herrnfeld. Endlich allein. Die Schönezeit-Jäger.

Montis Operetten. Der lachende Ehemann.

Wintergarten. Spezialitäten.

Reichshallen. Steifener Sängler.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Komödienhaus. Geschlossen.

Lustspielhaus. So'n Blindhund.

Rose. Die Schlimmbrüchigen.

Luisen. Die Intrigantin.

Residenz. Die Frau Präsidentin.

Polize Caprice. Die feuchte Toimette. Schlafe patent.

Walhalla. Der Liebesonkel.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Neues Volkstheater. Die Schiffbrüchigen.

Anfang 9 Uhr.

Admiralpalast. Cissballett: Blüt in St. Moritz.

Sternwarte. Invalidenstr. 57-62.



Wir zeigen in unserem reichhaltigen Programm

täglich

u. a.:

Die Beisetzung August Bebel's in Zürich.

Preise der Plätze von 75 Pf. an.

Beginn der Vorstellung 4, 6 1/2, 8 1/2 Uhr.

Stoffe

für elegante Maßanzüge, Ulster, Paletots Mtr. 4.—, 6.—, 8.— M. etc. Damen - Kostümstoffe, Damenuche „Neuheiten“ Mtr. 2.—, 3.—, 4.— M. etc. Ledes f. Pelermine Mtr. 1,50, 2,50 M. etc. Schneidermeister, welche unsere Stoffe tadellos u. schick verarbeiten, weisen wir nach, Arbeitslohn nebst Zutaten zirku 25.—, 30.— M. Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H. Gertraudenstr. 20/21 vis-à-vis der Petrikirche.

Photographin J. Fuß

Meine Filialen sind nur:

Berlin

Friedrichstraße 108

Ecke Johannisstraße

Friedrichstr. 138 (Fahrstuhl)

Weidendamm-Brücke

Königstraße 20-21

(Fahrstuhl) neben Gumpert

Rosenthaler Str. 72a

Rosenthaler Platz

Reinickendorfer Str. 4

am Wedding-Platz

Schöneberg

Hauptstr. 19 (Fahrstuhl)

Neukölln

Bergstraße 151-152

in der Passage (Fahrstuhl)

Man versäume nicht die günstige Gelegenheit im Monat September:

Bromsilber-Vergrößerungen

in bekannt guter Ausführung!

12 Visit v. 1⁸⁰ an 12 Kabinett v. 4⁸⁰ an

Gruppen-, Kinder- und Matt-Bilder entsprechend billig.

Geöffnet von 9-7 Uhr.

Wanderkarten

hält stets vorräthig Buchhandlung Vorwärts Lindenstr. 69 (Caden)

Wo?

ist der schönste Ausflugsort? Immer noch **Videlswerder**, an der neuen Heerstraße beim Alten Freund.

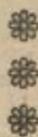
In Freien Stunden

Die Wochenschrift für Arbeiterfamilien Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Freudvoll und Leidvoll

C & A
BRENNINKMEYER GMBH
Damen Konfektion
Königsstrasse 33
Chausseest. 113

Leihhaus Moritzplatz 58a



kaufen Sie von Kavaliereu wenig getragene sowie im Versatz gewesene Jacketanzüge Rockanzüge, Paletots, Serie I: 10-18 M., Serie II: 20-30 M., größtenteils auf Seide gearbeitet. Ferner Gelegenheitskäufe in neuer Maßgarderobe enorm billig. Riesen-Posten Kleider, Kostüme, Mäntel, auf Seide, früher bis 150, jetzt 20-35 M. Extra-Angebot in Lombard gewesener Teppiche, Gardinen, Portieren, Betten, Wäsche sowie Uhren und Goldwaren zu enorm billigen Preisen. — Vorwärtsleser erhalten 10% extr



Grüß aus Kelheim.

Die sechs panischen Schrecken.

Wir sind stets zu sehr geneigt, die Geistesverfassung und die Ansichten unseres Volkes mit dem Unsinne zu verwechseln, den es zu lesen bekommt," schreibt Herr Girst, der Redakteur der bekannten Londoner Zeitschrift „Economist“ in seinem soeben veröffentlichten Werte: „Die sechs panischen Schrecken und andere Essays“. Die sechs panischen Schrecken sind die sechs künstlich hervorgerufenen Aufregungen, in die England in den letzten 66 Jahren gestürzt wurde, um den stets hungrigen Magen der Rüstungsfabrikanten zu füllen. Und das erwähnte Bitat gibt recht gut die Empfindung wieder, die ein jeder von uns einmal gehabt haben muß, wenn die Reute der Militaristen und Rüstungsfabrikanten einen neuen Feind, eine neue Gefahr oder eine neue Lücke in der Rüstung entdeckt und ihr Geheul anstimmt. Gewiß ist unser Volk nicht so dumm und glaubt all den Unsinne, der ihm periodisch von den „Sachverständigen“ aufgetischt wird. Aber was läßt sich gegen eine intensiv betriebene organisierte Lügenkampagne machen? Die Regierungen fallen ihr überall leicht zum Opfer, sind sie doch selbst auf dieselben „Sachverständigen“ angewiesen, die die Panik begünstigen. Unter diesen Umständen wird sich mancher fragen: Wenn die Regierung selbst an die Gefahr glaubt, so muß doch etwas Wahres an der Sache sein. Gegen diese leicht erklärliche Stimmung gibt es kein besseres Heilmittel als ein kurzes Rüstungsgeschichte, wie ihn Herr Girst in dem erwähnten Buche liefert. Wer nach dem Studium der verzeichneten Albernheiten unserer Militaristen und Marinisten den Angaben dieser Herren oder der Regierungen noch einen Funken Glauben schenkt, der muß in einem unheilbaren Autoritätsdusel befangen sein.

Herr Girst, der nur von seinem eigenen Lande schreibt, beginnt seine Geschichte der Rüstungstreiberereien mit der Panik, die im Jahre 1847 in England einbrach und von dem Pulverfabrikanten Vigou kräftig geschürt wurde, der den Engländern einredete, die Franzosen seien im Begriff, das Land anzugreifen. Zwei Jahre vorher hatte Palmerston erklärt, die französische Flotte sei so stark wie die englische, seit der Erfindung der Dampfschiffahrt bilde der Kanal keine Schranke mehr gegen den Einfall der französischen Seeere, die Dampfschiffahrt habe eine Dampfbrücke zwischen den beiden Ländern gebaut, auf der die Franzosen in einer Nacht ins Land einrücken könnten. Diese Phrasen von der Dampfbrücke, die von den Gedankenlosen als eine große Wahrheit angebetet wurde, leistete den Militaristen fast ein Menschenalter lang sehr wertvolle Dienste. Aber der direkte Anstoß zu den ersten Panik war die nichtautorisierte Veröffentlichung eines Briefes des alt und ängstlich gewordenen Herzogs von Wellington, in dem dieser schrieb, daß die ganze Küste von Dover bis Portsmouth unverteidigt sei und von der feindlichen Infanterie bei jedem Wind und Wetter besetzt werden könnte. Die Panik, die man gestiftet auf diesen Brief des alten Feldmarschalls erzeugte, fand jedoch ein schnelles Ende, als sich der Schatzkanzler Lord John Russell im Jahre 1848 anschickte, die Kosten der geplanten Rüstungsvermehrung durch die Erhöhung der Einkommensteuer von 8 auf 5 Proz. aufzubringen.

Wirksam vom Standpunkt des Rüstungsinteressenten war die zweite Panik, die vom Jahre 1851 bis 1853 dauerte. Hier war es Louis Napoleon, der den Popanz spielte. Man malte wieder die Gefahr eines französischen Einfalls in den grellsten Farben an die Wand, wütende Angriffe wurden gegen den französischen Kaiser geschleudert, und das Volk wurde betäubt in bezug auf das Stärkeverhältnis der englischen und französischen Flotten irreführt. Sonderbarerweise fielen dieselben Leute, die noch im Frühjahr die vollzogenen sieberhaften Rüstungen gegen Frankreich applaudierten, im Herbst (1853) denselben französischen „Erbsünde“ in die Arme und zogen mit ihm in den Krieg gegen Ruß-

land. Das Schreckgespenst hatte seine Mission erfüllt; die russische Gefahr sah jetzt vielversprechender aus. Aber lange konnte man den bösen Franzosen nicht entbehren. Während der dritten Panik, die von dem Vorkämpfer des Freihandels, Cobden, so eingehend geschildert worden ist, erhob er wieder trotzig sein Haupt (1859—1861). Diese Panik hatte große Ähnlichkeit mit der Dreadnoughtpanik vor vier Jahren. Auch damals wußte man geschickt die Fissern zu handhaben und machte Prophezeiungen, von denen man im voraus wußte, daß sie sich nicht erfüllen konnten. Vor allen Dingen versuchte man zu beweisen, daß die französische Flotte eine große Gefahr für die Sicherheit des Inselreichs darstelle, um so eine Unterlage für die geforderten gewaltigen Neuzustellungen zu erhalten. Aber wie sollte man dies anstellen? England gab für Kriegsschiffsbauten schon doppelt so viel aus wie Frankreich und hatte dreimal so viel Matrosen. Die Zahl der englischen Kriegsschiffe betrug 456, dagegen hatten die Franzosen nur 244 Kriegsschiffe. Da kam jemand auf den pfiffigen Einfall, nur die Zahlen der auf dem Kriegsschiffe stehenden englischen Kriegsschiffe mit der Gesamtheit der französischen zu vergleichen. Und siehe da, sie waren sich gleich. Franzosen wie Engländer hatten beide 244 Kriegsschiffe. Die Suprematie Englands zur See war dahin, wenn nicht sofort mit aller Macht darauflos gebaut wurde. Auf Grund dieser Lügen machten die Rüstungsfabrikanten, deren Geschäft zuvor etwas flau ging, glänzende Gewinne.

Während der Blüte der Herrschaft des freihändlerischen Bürgertums hatte England Ruhe vor den Seehern. Im Jahre 1884 kam die vierte Panik. Sie wurde von dem mit der „Titanic“ untergegangenen Sensationsjournalisten Stead inszeniert, der damals die „Ball Mall Gazette“ redigierte. Er veröffentlichte in seiner Zeitung einen fünf Seiten langen Artikel, in dem der Verteidigungszustand des Landes in den düstersten Farben geschildert wurde. Die in dem Monsterartikel angeführten Tatsachen sollen nach Herrn Girst von einem Seeoffizier geliefert worden sein, der später dem Panzerplattentruß noch viel wertvollere Dienste leistete. Der Schrecken, den Herr Stead mit Hilfe einer Schar Admirale verbreitete war so groß und allgemein, daß die Regierung Gladstones den Lärmmachern Zugeständnisse machen mußte. „Bon fast allen Seiten“, schrieb damals das „Annual Register“, wurde die Antwort der Regierung auf die allgemeine Forderung als unzureichend erklärt. Nichtsdestoweniger kamen einige Antialarmisten und Zweifler, die erklärten, daß das Geschrei in den Zeitungen hauptsächlich, wenn nicht ganz, das Werk der berufsmäßigen Ratgeber der Admiralität war, die in großem Maßstabe von den großen Schiffbauern unterstützt wurden, deren Werften leer standen und deren Geschäft zeitweilig stillstand.“ Die fünfte oder Dreadnoughtpanik und der sechste alberne Schrecken zu der Zeit, als die englischen Rüstungsfabrikanten mit ihren Einrichtungen zum Bau von Luftfahrzeugen fertig wurden, und man überall in England feindliche Luftschiffe bemerkt haben wollte, sind noch in aller Erinnerung.

Was die Ausführungen des Verfassers so lehrreich macht, ist seine Schilderung der Mittel, deren sich die Heher und ihre Hintermänner bedienen, um dem Volke Angst einzujagen. Man sieht hier, daß sich an der Propaganda dieser Leute in dem letzten halben Jahrhundert nichts geändert hat. Sie bauen offenbar auf die Erkenntnis, daß die Dummen nie alle werden. Auch der Typus des Hehers scheint sich nicht zu verändern. Man betrachte sich einmal den Admiral Sir Charles Napier und frage sich, ob man nicht in allen Ländern heute noch sein getreues Ebenbild wiederfinden kann. Cobden beschrieb diesen führenden Apostel der berechnenden Anglistenpolitik wie folgt: „Nachdem er vom Kommando der Duffe-Flotte während des Krimkrieges abgesetzt worden war, wurde er bei seiner Rückkehr ins Unterhaus von der krankhaften, fast zur Monomanie gesteigerten Furcht vor der drohenden Haltung Frankreichs und unserem ungenügenden Verteidigungsmitteln befallen. Er verlor wie alle anderen, die seine

Wahnvorstellung von der Gefahr eines Einfalls teilen, stets das aus den Augen, was schon getan worden war, und verlangte nach etwas anderem als dem einzigen Mittel zur Gewährleistung der Sicherheit. So forderte er mehr Linien-schiffe und ignorierte die Existenz einer neuen Streitkraft kleiner Fahrzeuge; dann forderte er eine Flotte für den Kanal, während er die Blockschiffe mit Verachtung strafe; als die Kanalklotte fertig war, erklärte er, daß die Mannschaften wegen der Mißwirtschaft meuterten; als die Zahl der Linien-schiffe so groß war, daß dies ihm Ausdruck der Befriedigung entlockte, fragte er, wozu denn die Schiffe ohne Matrosen nützlich seien; als die Zahl der für die königliche Flotte bewilligten Matrosen größer war als die ganze seefahrende Bevölkerung Frankreichs, schrie er laut nach einer Reserve; und als er mit allen seinen Forderungen triumphierte, kam er auf die Ansicht zurück, die er als einer der ersten proklamiert hatte, daß nämlich die ganze Flotte umgebaut werden müsse, da eine Breitseite von einem modernen Panzergeschöß Löcher in die Flanken unserer hölzernen Schiffe reißen werde, durch die man leicht einen Schubkarren fahren könnte.“

Klingt das nicht alles sehr modern? Der Redakteur des „Economist“ hat einen interessanten Beitrag zur Geschichte der modernen Rüstungen geliefert, der hoffentlich auch bald in anderen Ländern sein Gegenstück finden wird. Nichts zeigt so wirksam die Schwindelereien und Albernheiten des Militarismus und seiner Jünger, als wenn man seiner und ihrer Geschichte nachgeht. J. Köttgen-London.

Bald 'nen Tritt und bald 'nen Orden!

Was war wohl der schönste Augenblick seines Lebens. Sicherlich, als die sichernden, verehrungsvollen jungen Mädchen auf ihn zutraten und zwitscherten: „Na, Herr Sudermann, dürfen wir Sie um ein Autogramm bitten!“

Wenn „Sudermann“ ein Titel wäre, den hätte sich Herr Neumann-Hofer sicher noch vor dem Professor versehen lassen. Er hätte so gut zu seinem Part und seinen — Anschauungen gepaßt. So zu diesen ganz feinen Anschauungen aus Lippe, über welchem glücklichen Land dank seiner geringen Ausdehnung überall Hofluft liegt. Sie hat auch die entschieden überlaren Ueberzeugungen des jüngsten Herrn Professors in angenehmer Weise parfümiert, so daß hier wirklich das feinste Produkt unseres politischen Lebens vorzuliegen scheint: Liberalismus, für den Gebrauch des Gottesgnadentums zurechtgemacht, Tafelgetränk Seiner Durchlaucht des Fürsten von Lippe!

Man hat es dem schönsten Schriftführer des Reichstags äußerst übel genommen, daß er sich von seinem angehaunten Fürsten dekorieren ließ. Es gibt immer noch Leute, die so weit entfernt sind von jeder „praktischen Politik“, daß sie einem Fortschrittler verbieten wollen, von einer konservativen Regierung Titel und Orden anzunehmen. Ja, ganz Törichte sind sogar der Ansicht, Titel und Orden seien Ministergehälter, die ein Mann ebenso lächerlich finden sollte, wie die Toilettenvorheiten eines Beden, und es sei eines anständigen Menschen unwürdig, einen Stern auf die Brust zu heften, den der Minister des Spenders früher einmal für die Zuführung einer besonders angenehmen Mätresse verliehen habe. Herr Professor der Hofwissenschaft Neumann-Hofer findet all das lächerlich und postuliert mit dem ganzen Männerstolz vor Königsthronen folgende Leitsätze: 1. Der Liberalismus ist eine monarchische Partei. 2. Daher maßvolle Kritik und forrekte Beziehungen zur Krone. 3. Daher Annahme fürstlicher Auszeichnungen, damit Seine Hoheit oder Durchlaucht nicht verstimmt werden! Wahrhaftig, ein Programm, das wenigstens in Lippe revolutionär wirken muß.

Es gab eine Zeit, da beböhrten die angeblichen Väter des heutigen Liberalismus die diversen deutschen Gefängnisse und Festungen. Wegen — Republikanismus! Das scheint sich mit der Zeit gegeben zu haben. Herr Professor Neumann-Hofer wird mit einem verzeihenden Lächeln sagen: „Kinderkrankheit!“ Das Hambacher Fest — kindlicher Versuch, das deutsche Bürgertum aus dem gefinnungsvollen Beamtenchiummer zu erwecken; die darauf folgende Polizeipolizei und Entvölkerung des deutschen Bundesgebiets von den besten und idealsten Köpfen — berechtigte Bemühung der staatlichen Autorität, den liberalen Bürger vor dem Abfall vom Landesvaterglauben zu bewahren. 1848 — ein ganz gewissenloser Versuch, Konarckismus und Liberalismus zu verunreinigen und verabscheuenswerthes Unterfangen, einige der Herren zu beseitigen, die das Recht haben, den Professortitel zu besitzen. So malt sich die Weltgeschichte, wenn man sie von hoher Lippe-Deimolder Barre betrachtet. So bezeichnet man den liberalen Gedanken, wenn man ihn in einen Sudermann-Vart hauchen kann. Liberal? — Verzeihen Durchlaucht! Name ist Schall und Rauch. Konservatives Gefühl ist alles!

Wenn man aber in Lippe den Republikanismus glücklich losgeworden ist, so bleiben doch die maßvolle Kritik und die korrekten Beziehungen. Wie anders sähe die Welt aus, wenn man sie Herrn Professor Neumann-Hofer in Auftrag gegeben hätte. Seine maßvolle Kritik hätte nie zu Reformation und Revolution geführt und dadurch unabsehbares Unglück verhindert. Ja, wenn Ludwig der Sechzehnte einen Neumann-Hofer gehabt hätte! Wenn unser Professor an Stelle des blutigen Robespierre gestanden wäre! Er hätte mit maßvoller Kritik auf die Ludewitschast des Hofes, die Exzessiven des Adels, die Verkommenheit der Pfaffen hingewiesen und wäre in korrekten Beziehungen zu seinem Fürsten von dem irreführenden Pöbel aufgehängt worden. Am Ende hätte er die Revolution auch nicht aufhalten können, aber sein Name stände heute helleuchtend unter denen, die bis zuletzt Lakaien der königlichen Kull geblieben sind. Noch heute wäre er unter hochfürstlichen Schranzen ein strahlendes Beispiel, und wenn irgendwo ein Lakai einen gottesgnadentrichen Fußtritt mit einer Verbeugung quittiert, so würden die Kenner flüstern: „Ein wahrhaftiger Schüler der maßvollen Kritik Neumann-Hofers!“ Wie muß Wilhelm II. den Fürsten von Lippe um diesen Reliquier beneiden, der es verstanden hat, den Liberalismus zu einem Hofamt zu machen. Es verlaute, das königlich preussische Hofmarschallamt wolle sich mit Herrn Wiemer in Verbindung setzen. Wird er annehmen? Der Kote Adler auf der Brust des Braven soll sich manchmal so unruhig gebärden, als wollte er Junge kriegen.

Er muß annehmen, denn laut den Leitfäden unseres Neumann-Hofer darf man einen Fürsten nicht durch Ablehnung von Auszeichnungen verstimmen. Wie gehen weiter und glauben damit, allen wahrhaft Liberalen für die Arbeit im Parlament neue Wege zu weisen: Man darf die Fürsten nicht durch unbequeme Programmpunkte verstimmen, nicht durch Ablehnung ihnen genehmer Gesetze, nicht durch Einbringung ihnen peinlicher Vorlagen. Man stehe diese ganze dumme Opposition auf und zeige sich so, wie es einem doch schließlich ums Herz ist, nämlich konservativ. Das Spiel mit dem Wort „liberal“ kann doch schließlich zu bösen Stäupern führen und die Fürsten verstimmen, um so mehr, als sich immer noch ein paar Männer so heißen, die es wirklich und auf unbequeme Art sind. Man werde, zu was einem der selbstlose Idealismus treibt, eine Untertanenpartei der Obrigkeit, ein lokaler Kegelklub, ein in Ehrfurcht ersterbendes Bürgertum mit der Devise: „Wald 'nen Tritt und bald 'nen Orden!“ Eine solche Unterbietung von Gefinnungslosigkeit kann auch die konservative Partei auf die Dauer nicht aushalten. Die muß verlieren, die neue Bedientengeneration gehört dem Lippeischen Liberalismus. Wenn nur die große Sache nicht daran scheitert, daß auch die Herren vor dem Antritt ihrer neuen Stellungen den Vart abnehmen lassen

müssen. Denn die Stärke des lippeischen Simson liegt in hohem Maße im Sudermannbart.

Du sollst nicht alt werden!

Kürzlich sah ich auf einer Bank, abseits vom Großstadtgetriebe. Neben mir knippte eine junge Frau ernst mit den Stricknadeln und sah mit mütterlicher Freude ihren beiden Kleinen zu, die zu ihren Füßen im Sande spielten. Kinder und Sand, eine Welt voll Glück und Sonne!

Sie spielte und lachte und knietete, so ganz weltvergessen. Die Sonne warf tanzende Krügel in den Sand, und ab und zu wirbelte ein weißes Blatt von der Linde hernieder, deren Krone sich über und wölbte. Vom Tode ins Herz getroffen, sanken sie mäde in den Sand und keine Patschhändchen schoben sie wieder achlos beiseite. Das junge Leben achtele nicht des Prozesses vom Werden und Vergehen, der ihm zu Häupten mit gleichmäßiger Rotwendigkeit sich vollzog.

Da wandte eine lange hagere Gestalt auf unsere Bank zu. Das Gesicht des Mannes war hohl und eingefallen, von weißen Bartstoppeln überzogen, sein Blick stumpf und ausdruckslos und um seine knochigen Glieder baumelten die schäbigen Kleider nur so herum. Er setzte sich zwischen die Frau und mich, still, bescheiden, ohne sich umzusehen. Sein Rücken wölbte sich, die Brust war tief eingesunken und seine von biden Adern durchzogenen Hände lagen zitternd auf den spitzen Knien.

Ich mußte meinen Nachbar immerzu anstarren, irgendwas an ihm rief ferne Erinnerungen in mir wach. Er schien meinen Blick zu fühlen, denn er drehte ganz unvermittelt sein Gesicht mir zu und heftete seinen Blick prüfend auf mich.

Und jetzt mußte ich, wer er war, erinnerte mich seiner aus einer Zeit, die allerdings schon weit zurücklag. Damals wars, als ich mit dem Felleisen auf dem Rücken und dem primitiven Stenz in der Hand fremd und unwissend durch die Berliner Straßen wanderte und in eine Werkstatt trat, die ziemlich versteckt in einem weiten Fabriksloge lag. Dort hatte ich ihn kennen gelernt, der jetzt alt und verfallen neben mir saß. Damals war er noch jünger, in der Vollkraft seiner Jahre. Herrgott, wie hatte sich der Mann verändert! Er sah aus wie einer von siebzig Jahren, und konnte doch erst Anfang der sechziger stehen.

Dazumal besaß er die Stelle eines Vorarbeiters und verdiente einigermaßen Geld. Er war eine tüchtige Arbeitskraft und rechnete bestimmt damit, auf Lebenszeit seinen Vorgesetzten zu können. — Und jetzt sah er hier auf der Bank, einer Ruine gleich!

Noch immer blickten seine eingesunkenen Augen mir ins Gesicht. Ein schwaches Aufblinzen der Erinnerung spiegelte sich darin. Nun wandte er sich voll zu mir hin und küßelte verlegen:

„Ich glaube, wir haben uns schon mal gesehen — früher — wo war es bloß?“ sagte er endlich zögernd.

Ich nickte ihm lächelnd zu. Da kam mit einem Male Leben in die gedrochene Gestalt. Der Mann wurde ordentlich beweglich.

„Nicht wahr, Du bist es, ich kannte Dich doch gleich wieder.“ Er musterte mich gründlich von oben bis unten, in seine träben Augen kam neuer Glanz. Er begann zu erzählen, scheinbar froh, einem früheren Bekannten einmal gründlich sein Herz ausschütten zu können. Ja, damals, beim Hoflesekanten Menke, da hatte er eine gute Stelle. Ueberhaupt war es da nicht schlecht. Menke war noch aus der alten Zeit und im großen und ganzen kein unrechter Kerl. Sah in seinen Arbeitern noch Menschen, nicht tote Kummern, Maschinen. Aber er starb gerade damals, als ich kaum vier Wochen da war. Nun übernahm der Sohn das Geschäft. Ein akademisch verbildeter, hornierter fader Gesd, der mit dem Monopol in seinem unglaublich dummen Besitze die Arbeitsräume selzte und das Personal im Reservelieutenantston furantze. Ein Teil von den Arbeitern warf dem jungen Laffen den Kram vor die Füße und ging, die anderen duckten sich und blieben. Darunter auch Lehmk, der Vorarbeiter. Der hätte es am allerwenigsten nötig gehabt, so tüchtig und fähig wie er war; doch er war ein Hasensuß und hatte Angst um seine Stelle und steckte alles ein.

„Wir hatten doch Lebensstellung, der alte Menke hatte es uns ja besprochen, mehr wie hundertmal. Mein Nachbar legte seine dürre Hand auf meinen Arm, sein eingefallener Mund suchte mild. Dann lachte er heiser auf:

„Lebensstellung! Jawohl! alt und grau können Sie bei mir werden.“ Ich sehe unseren alten Menke immer noch vor mir stehen, wie er das sagte. Alt und grau. Jetzt bin ich beides, aber bei Menke sitzen andere. Ich muß hungern.“

Ich fragte, wie denn das gekommen sei, bloß um überhaupt etwas zu sagen, denn ich konnte mir ja leicht alles zusammenreimen — der Fall lag ja wie tausend andere.

„Wie es kam“, meinte mein alter Bekannter nachdenklich, „na, ich wurde krank, ein paar Wochen, und als ich mich wieder gesund meldete, guckte mich der junge Herr so ganz sonderbar an und näselte: „Ja, hören Sie mal, mein lieber Haust, eigentlich habe ich schon einen anderen auf Ihren Platz gestellt, mit dem ich soweit ganz zufrieden bin. Er bekommt auch 10 M. die Woche weniger wie Sie. Allerdings, äh, äh, waren ja schon bei meinem Vater lange Zeit, kann aber nicht ändern, habe schon eine billigere Kraft, die dasselbe leistet.“ Na, ich verwies auf meine langjährige Tätigkeit, auf meine überstandene Krankheit, auf meine sechs-köpfige Familie, — nicht alles nichts. Der junge Herr trommelt nonchalant an die Fensterscheibe. Ja, ich schien ihm doch sehr geschwächt zu sein von der langen Krankheit, sicherlich könnte ich den Posten infolge dessen nicht mehr voll ausfüllen, auch wenn er nicht bereits besetzt wäre, und mich neben die anderen zu stellen und für denselben Preis zu arbeiten, mude er mir nicht zu. So sagte er. O, er war ein humaner Mann; er verlangte nichts Unrechtes und brachte es nicht fertig, mir so etwas zuzumuten.“

Der Alte lachte bissig auf. Zwischen seinen schmalen Lippen guckten ein paar gelbe Zahnhäutchen hervor und ließen sein Gesicht noch älter, noch verfallener erscheinen.

„Und dann?“ fragte ich jetzt.

„Dann, dann“, überlegte er, „ja, dann, dann bummelte ich monatelang. Es war ja damals die schlechte Zeit; Arbeitslose liefen zu vielen Tausenden herum; vor den Arbeitsnachweiser stauten sich die Mengen. Später fand ich ja eine Stelle, doch sie war auch nicht von langer Dauer. Von da an konnte ich überhaupt nicht mehr festem Fuß fassen. Mein Haar wurde grau, und das wirkt nicht als Empfehlung, wenn Du zu einem Unternehmer kommst. Anfangs forbe ich es, dann wurde es aber dünn und dünner, und ich konnte mein Alter nicht mehr verbergen. Es wurde schwer für mich, Arbeit zu finden. Sie trauen ja den Alten nicht mehr viel zu, was Leistungsfähigkeit anbelangt; es gibt ja so viel junge und frische Hände. „Scheiden Sie mir nur nicht so'n Alten“, heißt es jedesmal, wenn ein Geschäft beim Arbeitsnachweiser nach Arbeitern verlangt. Nicht so'n Alten! Ich bin zu alt und finde keine Arbeit mehr, seit Jahren schon nicht mehr. Es ist ein Elend. Gehe auf die Arbeitsnachweise, da siehst Du sie sitzen, die Veteranen der Arbeit, mit grauem Haar und erschöpftem Blick — hoffnungslos! Uns Alten bleibt bloß noch der Strick!“

Der Erzähler schwieg und schaute den Kindern zu, die sorglos im Sande spielten.

„Weißt Du“, sagte er nach einer Pause tiefinnig, „die Natur mühte sich den kapitalistischen Gesetzen anpassen, das heißt, sie mühte jeden Arbeiter und Angestellten, sobald er über die vierzig hinaus ist, den Lebensfaden abzuhängen, entsprechend dem kapitalistischen Gebot: Du sollst nicht alt werden!“

Ein filmmonopol?

In der nächsten Zeit wird dem Reichstag ein Gesetz zu gehen, das die Kinobühnen unter die Paragraphen 32 und 33 der Gewerbeordnung stellt.

Es soll in Zukunft bei Neugründungen die Bedürfnisfrage geprüft werden, und auch die Person des Unternehmers darf zu keinem Bedenken Anlaß geben. Im Kunstwart will nun ein Regierungsrat Frielingshaus diese Situation ausnutzen, um die ganze Frage reslos zu lösen. Was er vorschlägt, ist nicht mehr und nicht weniger als ein — s t a a t -

Große Ernte.

Es rattern die Maschinen im wogenden Aehrenmeer und wälzen gleich Lawinen die Garben schwer daher.

Die Knechte auf den Eihen summen gebeugt ein Lied, indes die Messer flitzen und hoch die Sonne glüht.

Flint raffen und raffen viel Hände, schwer neigt sich Haupt an Haupt; bald steht das ganze Gelände ringsum wie leer geraudt.

Die Sonne reicht im Spähen den letzten Segenstrahl . . . Es halten Tauben und Krähen ein fröhliches Erntemahl.

In Tau und Wetterleuchten rüsten die Schnitter vor Raß; die Pferde wiehern, als scheuchten sie eine müde Last. —

Nur einer steht im Felde, allein wie Gott der Herr — der zählt die Garben zu Gelde und seufzt und lächelt schwer . . .

Julius Zerfas.

Das Tor.

Wenn ich an Jopy Karpes, meinen einstigen Kameraden denke, fallen mir immer die ausgegränten leidensharten Bergmannsgehaltn von Meinier ein. Wie sie dahertrotten, weitwaden Schritte, mit stierenden Augen in der Weite suchend, als ob sie etwas ergäuden, mit stummen Troß etwas herbeisehnen wollten, ein Schönes, Fremdes, das einst ihnen gehört.

Jeden Morgen, mit der Genauigkeit des Uhrgeigers, stampften seine schweren Schuh über das Radsteinpflaster vor dem Hause, in

dem ich wohnte, klopfen seine harten Fingerringel an die verhängten Fensterscheiben, rief seine tiefe, grollende Stimme meinen Namen und einen zärtlichen, sorgenden Fluch hinterdrein.

Ich war sein Lehrhauer seit zwei Monaten. Wir hatten in einer stillliegenden Abteilung einen Wetterfahrtschacht durch das enge Flöz hochzutreiben und mußten täglich vom letzten Förderberge aus, wo die Revierkameraden im lampenheßen Kreise in erregten Gesprächen zusammensaßen oder -standen, allein noch einen weiten Weg durch das dunkle Bergwerk machen.

Er war größer und stärker als ich, und ließ es nie zu, wenn ich die muskelbrückenden Vorderröhde tragen wollte oder allein einen nassen, schweren Holztempel auf meine Schulter mähtete.

Er ging immer voran und sprach kein Wort auf der unterirdischen Wanderung. Den Körper vornübergebeugt, wucherte sein berber Gang unaufsam über gestürzt Holzwerk, durch Geröll und Pfähen. Die Lampe trug er dabei in halber Höhe über den lagernden, sinkenden Grundnebel hinweg, starrte mit felsamen Blicken unter den buschigen Augenbrauen zur Streckende empor, bei lauernden Gefahren, lose hängenden Felsblöhen und Zimmerbruchstellen ab und zu einen zornigen Warnungslaut von sich gebend.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich fürchtete in der einsamen, langhiehenden Strecke, die so warm und wässrig war; aber sie war wirklich ein Höllengang, eine Strecke des Grauens. Der Schlamm lag so zäh und fettig wie weicher Brotteig zwischen den Schwellen der verrosteten, eingegraben Schienen. Die alten Eichenstempel standen wie graue Kreise gebeugt im dunkelquellenden Standwasser. Schwarze, dreestropfende Flechtenschmaroher hingen wie nasse Nähnhohare an ihnen herab, daß sie ausdähen wie verbannte Sträflinge, wie mürrische, trostlose Jochträger. Das Felsengestein, das reine Fleisch der inneren Erde, sah hier zwischen den Gespannen so öde aus. Vom sauren Wasser germüht und zerfressen, hingen die schmutzigen Scheiben, die hobigen Klöße wie ein wilder Wirtswart in der hemmenden Spannung der Hölzer. Aus blutroten Wasserinnen, von rostigen Zapfen und Jaden, fielen unaufhörlich, regellos die schweren, warmen Tropfen durch die schwallde Luft in das breite, übergetretene Bett der verrosteten Seuge. Ab und zu kam zickzackartig aus dem Dunkel heraus auch wohl ein leise summandes Grubenmücklein und schwirrte trunkenen Fluges um die hellen Lampen in unseren Händen.

Nein, nein! Ich fürchtete mich gewiß nicht. Das mochte nur die atembeklemmende Stidluft, mein armes feines Empfinden. Das mochte der Scheu im Innern zusammenkriechende, gelnebelte Nachtsinn, die Ueberzeugung und die Bewußtheit des fluchwürdigen Rechenfehlers in der göttlichen Ordnung, die mich, meinen Kameraden und uns alle hier unten trotz unserer brennenden Sehnsucht vergift, überschlägt. Und unser Leid, das kein Tageslicht verträgt, mit ungeheuren Gebirgen zudekt und uns zwingt, in der Tiefe hoffnungslos weiter zu wählen und zu scharren, zum Segen und Wohle der Welt.

Immer blieben wir drunten in der traurigen Strecke vor dem Tore einen Augenblick stehen.

Es war ja eigentlich kein Tor, dazu standen die angefaulten Türschwelle verdammt zu eng, sondern es war ein sechs Gespann langer, schlecht verbauter Gebirgsbruch aus alter Zeit. Auf der mühen Bühne, die von den Stempeln wie schwankend getragen wurde, lagen bis hoch ins Dunkel gehäuft die losen Bergmassen, auf denen die nächstfolgenden klaffenden Felschalen wie zum Ausruhen lehnten. Eine schmutzige Regenflut trommelte ständig in den schwammigen Wasserspiegel der Sohle. Wenn wir durch das grauenhafte Loch schlichen, mußten wir unser Licht schükend unter den Mittel bergen.

Jopy, der Schweigsame, hatte der verfluchten Halle zuerst den Namen gegeben.

Kann sein, daß in seinem wirren Hirn vorher ein seltsamer Traum sein Wesen getrieben, eine Vorahnung. Vielleicht war doch, trotz seiner stumpfen Gleichgültigkeit, ein noch so winziger Furchtgedanke auf den langen Ader seines denkenden Gehirns gefallen, denn eines Tages blieb er stehen, ließ mich zu ihm herankommen und sprach in krausen, unzusammenhängenden Sätzen seine Empfindung zu mir aus:

„Lufas! Aid mall! Dat sieht schlimm aus, was? Vor drei Jahren bin ich hier auch beigemessen mit sechs Mann in einer Nacht, holla, holla, hopp! Und Kuffeher Ed, der Puscher, ist längst verreckt. Der war ein Schmierklapp nach oben und ein Gallant nach unten. Wolte dahinten den Bau hochbringen, Du, wo wir jetzt auftreiben. Hat so lange gefuchelt und geschwenkt, bis seine Berge zusammenklappten. Zwei Nächte haben wir abgesehleppt, bis wir ihn hatten. Mal Verbrannt, zwei wurden flau dabei. Ich habe ihn selber hier durch dies verdammt Tor gerollt. Seine Hand, die steif über den Wagenrand ragte, streifte klatschend an den Trügereihen vorbei, daß die Steine durch den Verzug auf meinen Kopf fielen. Meine Lampe hatte ich in den Wagen neben seinen Körper gehalten. Seine toten Augen glohten mich an. Da gab ich ihm einen Kud, daß er zur Seite fiel. Na, Lufas, ich sge Dir, damals hat das Gespann in dem Loch auch schon gewackelt. Kommt!“

„Jopp! Wir müßens dem Steiger melden, der muß neubauen lassen!“

„Melden, sagst Du? Ja, kommt man! Duf Dich, Junge, Rosch nicht an! Wir müssen dem Steiger was melden. . . . Hä, hä! Du Schaf, meinst Du, vom Melden wird das nachher kein Tor mehr sein? Wer fragt denn danach? Ist ja alles dasselbe. Kommt man los! Wir müssen machen, daß wir rankommen, sonst jaden die Läuse im Pelz.“

Einige hundert Meter weiter war unsere Arbeitsstelle. Jeden Morgen, gleichmäßig, ahen wir unser Brot, sprachen ein paar Worte, Jopy erzählte von seinen Kindern, seiner Frau oder seiner Heimat. Dann ging er hinauf, schürfte und schräumte vier Stunden

Itches Filmmonopol. Es soll eine Aktiengesellschaft geschaffen werden, die unter der Aufsicht des Reiches steht, und von der jeder Film geliehen oder gekauft werden muß, der in Deutschland aufgeführt wird.

Es soll zunächst willig eingeräumt werden, daß der Artikel aus einem gefundenen Fessel vor den Schunddramen entstanden ist und überhaupt von durchaus wohlmeinenden Absichten getragen wird. Auch die sachliche Beweisführung des Verfassers ist bis zu einem gewissen Grade völlig richtig. Wenn er sagt, daß die Konkurrenz auf dem Gebiete der Filmproduktion, die ja durch ein Monopol beseitigt werden würde, sich bisher nur in den schlechtesten Dingen überboten hat, kann man ihm nur schwer widersprechen. Es ist auch richtig, daß die private Konkurrenz bisher gegen die nebenauswühlenden Wirkungen des Schundfilms nicht hat aufkommen können. Breite Massen haben das Gift des Kinos nun einmal genossen und verlangen immer wieder danach. Der private Unternehmungsgeist hat sich auf diesem Gebiet als ohnmächtig erwiesen und wird wahrscheinlich auch in Zukunft ohnmächtig bleiben.

Vielleicht aber würde ein Monopol, das den Schundfilm restlos ausrottete, den Besuch der Kinobühne vernichten?

Wir glauben an diese Gefahr so wenig, wie der Verfasser unseres Artikels an sie glaubt. Wenn die Massen nur bestimmt wissen, daß es den Schundfilm ein für allemal nicht gibt, würden auch die gut geleiteten Kinos besucht sein.

In der Beurteilung der vorhandenen Situation stimmen wir also in allen Punkten mit dem Regierungsrat Frielingshaus überein.

Der schwachvolle Raub, der von den Spekulanten des Films an der geistigen Gesundheit unseres Volkes begangen wird, muß überwunden werden. Das Kino kann und muß aus einer Gifthöhle in eine Stätte des Lichts und der Freude verwandelt werden. Der private Unternehmungsgeist aber ist den gewissenlosen Mitteln der Schundunternehmer gegenüber machtlos, und so liegt es freilich nahe, an ein Eingreifen des Staates zu denken.

Wenn wir nichtsdestoweniger das Monopol ablehnen, geschieht es aus folgenden Gründen:

Wir brauchen an dieser Stelle nicht näher auszuführen, daß wir auf politischem Gebiet zu dem gegenwärtigen preußisch-deutschen Staat nicht das leiseste Vertrauen haben. Würde diesem Staat ein Filmmonopol übertragen, würde er es sofort in seiner reaktionären Weise auszunutzen suchen. Wenn es sich beispielsweise darum handeln sollte, ein Ereignis von historischem Interesse, wie etwa den grandiosen Zeichenzug **Vebeis**, aufzunehmen, würde er aus kleinlichen Gründen versagen, und das wäre nicht nur aus demokratischen, sondern auch aus kulturhistorischen Gründen zu bedauern. Auch sonst würden einerseits demokratisch gefärbte Filme schikaniert werden, während wir uns andererseits auf eine Hochflut von patriotisch-dynastischem Schund gefaßt machen könnten, die selbst einem beherzten Mann einen Schrecken einflößen könnte.

Nun ist freilich das Kino als politische Waffe nur von sehr untergeordneter Bedeutung und darum würde vermutlich auch kein allzu ernster Schaden angerichtet werden. Immerhin aber ist die Aussicht auf eine massenhafte Fabrikation von patriotischen Kriegsfilmen so wenig verlockend, daß allein sie ausreichen würde, um das Monopol mit einem leichten Schauer abzulehnen.

Zu diesem politischen Einwand kommen dann aber noch andere hinzu, die zum Teil mit nicht geringer Schwere ins Gewicht fallen.

Wir wissen alle, wie sehr unsere staatlichen Organe von Reg-Geizge-Bedanken abhängig sind, und könnten beispielsweise nie wissen, ob sie nicht einen tropischen Film totschlagen würden, nur weil nackte Menschen in der Landschaft umherlaufen. Wenn diese Herrschaften nicht davor zurückweichen, wertvolle Werke der bildenden Kunst zu mißhandeln, sobald

sie ihrer Macht ausgeliefert werden, ist einfach jedes Mißtrauen am Platze. Eine Filmproduktion aber, die auf patriotisch-dynastischem Gebiet die wildesten Organe feierte, um auf erotischem Gebiet die ödeste Moralbeugerei zu betreiben, soll so leicht niemand verlocken.

Und wie würde sich das staatliche Monopol zu dem wissenschaftlichen Film stellen?

Es springt ja in die Augen, daß auch hier die schädlichsten Gründe der geistigen Unfreiheit hineinpielen könnten. Ein naturwissenschaftlicher Film könnte verboten werden, weil er von natürlichen Dingen in natürlicher Weise handelt, und ein anderer könnte dem Messer verfallen, weil er die Dogmen der Pfaffen nicht genügend schont. Der gegenwärtige Staat ist sowohl auf politischem wie auf ästhetischem und wissenschaftlichem Gebiete ein so ausgemachter Barbar, daß man ihm unter keinen Umständen geistige Werte irgendwelcher Art ausliefern darf.

Schlimmer als dies alles zusammengekommen aber ist vielleicht der Umstand, daß das Monopol notwendig zur Stagnation führen müßte. Es ist ja leider richtig, daß die Konkurrenz sich bisher im wesentlichen in schlechten Dingen überboten hat, es ist aber doch auch ebenso richtig, daß durch ein staatliches Monopol nicht nur die schlechte Konkurrenz, sondern auch die noble Unternehmungslust getroffen werden würde. Wie verlockend es auch erscheinen könnte, den verbrecherischen Schund durch einen staatlichen Einriff mit einem Schläge auszurotten; die Nachteile eines Monopols fallen so eisenschwer ins Gewicht, daß sie damit seine Vorteile allzu teuer erkaufen würden.

Vom Jahrmakrt des Lebens.

Ueber und unter dem Strich.

In ihrer Nummer 201 vom 28. August bekommt es die „National-Zeitung“ fertig, sich selbst zu ohrfeigen. Unter dem Strich lesen wir:

Einem Beitrag zu dem oft besprochenen Kapitel vom Männerholz vor Fürstenthronen bringt die kleine Münchener Zeitschrift „Der Zwiebelstich“, in welchem der junge sympathische Haas von Weber einen frisch-fröhlichen Krieg gegen allerlei Unorten unter der Devise „Für Geschmad in Büchern und anderen Dingen“ führt. Diesmal hat sie einen Verlag für Pädagogik auf Korn genommen, welcher kürzlich ein Zirkular über das Märchenbuch einer Frau Oberstleutnant Elise von Soundso zum Versand brachte, in deren Kindergehirnen dem Prospekt nach „sich die Sinnigkeit eines Andersens bald mit schalkhaftem Humor, bald mit geradezu kolossalartiger Ausgelassenheit paart“. Zwei ganze Quartseiten braucht der Verlag, um mitzuteilen, daß die Kronprinzessin — die Widmung der „Kante Elise“ für ihre Eöhne „angenommen“ hat.

Offenbar betätigt die „National-Zeitung“ ihren Männerholz vor Fürstenthronen auch nur unter dem Strich. Denn in sensationeller Aufmachung bringt sie auf der ersten Seite derselben Nummer unter der zweispaltigen Ueberschrift: „Der Kronprinz als Lebensreiter. Die Prinzessin August Wilhelme in Gefahr“ ein langes Telegramm aus Vosen, in dem es heißt:

Kaum hatte die Prinzessin das Auto bestiegen, als die Pferde eines in kurzer Entfernung von den Automobilen wartenden Postwagens infolge noch nicht aufgeklärten Zufalles scheuten.

Sie rasten direkt auf das Auto der Prinzessin zu und ehe noch jemand den Tieren in die Jügel fallen konnte, hatten sie den Kraftwagen erreicht. Die Deichsel stieß mit großer Wucht gegen die Tür, das Auto wurde ein Stück zur Seite geschleudert und die Pferde, die sich wie rasend gebärdeten, bedrohten die Prinzessin ernstlich. Diese suchte mit großer Geistesgegenwart sich der Tiere zu erwehren.

Inzwischen war der Kronprinz in den Wagen gesprungen und rettete die Prinzessin aus ihrer gefährlichen Situation. Während dieser Zeit war es den schnell herbeigeilten Bringen mit Hilfe eines Postunterbeamten gelungen, die Pferde festzuhalten, so daß weiterer Schaden verhütet wurde.

Das ist doch alles was sein kann. Das Auto ist ein Stück der Seite geschleudert, die im Auto sitzende Prinzessin erwehrt sich der Tiere, die also in sicherer Entfernung sind, der Kronprinz springt hinein und wird so zum Lebensreiter. Diese wohl extra für die „National-Zeitung“ erfundene wunderbare und rührselige Lebensreitergeschichte wird sicher ihre Auferstehung in allen patriotischen Lesebüchern finden.

Ein Kriegsfanatiker.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Presse, daß es einem Italiener Ulibi gelungen sei, eine Erfindung zu machen, die es ermöglichte, mittels elektrischer Wellen Schießpulver auf weite Entfernungen zur Explosion zu bringen. Versuche, die der Erfinder in Favre in Gegenwart mehrerer französischer Offiziere machte, sollen verblüffend günstige Resultate erzielt haben. Es ist daher sehr begreiflich, daß unser Verusmilitäres voll banger Sorge sind, daß ihr immerhin noch rentables Handwerk durch weiteren Ausbau und entsprechende Anwendung der Erfindung ruiniert werden könne. Einer der Verusmilitaristen, ein Oberst a. D. Ruppel, gibt im „Berliner Lokal-Anzeiger“ seinen Befürchtungen Ausdruck, daß der Krieg — „eine Notwendigkeit im Leben der Völker wie in der Natur, ein gewaltiger kultureller Faktor“ — durch die russische Erfindung eines gottlosen Italieners zur Unmöglichkeit würde. Herr Oberst Ruppel findet als ein tüchtiger Militarist aber einen Ausweg, auch in Zukunft nach Anwendung der Ulibischen Erfindung das Kriegshandwerk auszuüben. Da der Krieg nach seiner Auffassung — siehe das furchtbare und unsanftige Worden auf dem Balkan — „in den Nationen das Große und Edle weckt und sie vor dem Versinken in Materialismus, vor sittlichem Verfall bewahrt“, kann ihn auch Ulibi oder sonst ein Erfinder nicht beseitigen. Mühen wir, so sagt Herr Ruppel, die Feuerwaffen zum alten Eisen werfen, so würden wir zur blauen Waffe greifen, die Zeit des Speers würde wiederkehren, dem Panzerreiter das Schlachtfeld gehören.

Bei solcher Gesinnungsbüchlichkeit ist es unverständlich, daß Herr Ruppel schon a. D. ist. Hoffentlich ermöglicht es die neue Milliardenvorlage, ihn wieder aktiv zu machen.

Der hungernde Reisende.

Ein Neuling im Reisen war in Norwegen mit seinem Gelde berast auf's Trockene geraten, daß ihm weiter nichts übrig blieb, als ungesäumt nach Hause zu fahren. Beim Ueberzählen seiner Burschaft fand er, daß sie noch genau so viel betrug, um die Reisekosten zu decken. Für Verpflegung indessen reichte es nicht mehr, und so fand er sich denn in den Gedanken, während der Ueberfahrt, die nur wenige Tage dauern würde, hungern zu müssen. An Bord angelangt, blieb er laub gegen die lodenden Töne der Frühstücksglocke, und als zur Mittagszeit ein Passagier ihn auf-forderte, lehnte er höflich, aber bestimmt ab, unter dem Vorwande, während einer Seereise überhaupt nicht essen zu können. Am nächsten Morgen täuschte er sich über die Frühstücksglocke hinweg, indem er sie verschleifte, und mittags blieb er in seiner Kabine; aber zur Abendzeit fühlte er einen derartigen Heißhunger, daß ihn gegen alles andere stumpfe Gleichgültigkeit überkam. Er wollte und mußte essen, und wenn sie ihn dann wegen seiner Zahlungs-unfähigkeit über Bord warfen, so würde das noch leichter zu ertragen sein als der Hungertod. Er ging also zu Tisch und verschlang alles, was in seinen Reich kam. Dann forderte er kühn seine Rechnung. „Die Rechnung?“ sagte der Steward erstaunt. „Rechnungen gibts hier nicht, die Mahnzeiten sind doch immer in dem Fahrpreis mit eingeschlossen!“

lang über Kopf im engen Kamin, setzte mir die Arbeit gut, kam dann runter und ließ mich weiterbauen.

Einmal, als ich müde und schweißtreunend aus dem Badofen in die Sohle stieg, um meinen eingetrockneten, verstaubten Gaumen auszuspülen, sah ich sein Licht drunten am Gebirgsbruch überm Wasser tanzen, daß ich glaubte, zwei Lampen zu sein, hörte ihn laut klopfen und so sonderbar erregt rufen, daß der Schall durch die öde Strecke fast wie ein Schauer in meinen Knochen fuhr.

Einen Monat danach war meine Zeit auf der Beche um. Ich lehnte ab und sagte den Gruben ade.

Nicht lange danach las ich im Vergblatt, daß auf der „Rosenblumendelle“ der Hauer Jopp Karpes durch Gebirgsbruch zu Tode gekommen sei, daß fünf Kinder an der Wache ihren Ernährer betweinten.

Ein paar Steiger und zwölf Knappen in Uniform sollen mit im Trauerzuge gewesen sein. Otto Wohlgenuth.

Meine Stiefel.

Nach dem Frieden im Jahre 1864 zogen meine Eltern von Schleswig nach Helsingör. Ich war damals sieben Jahre alt und war all der Reminisse bar, die nun einmal für notwendig gehalten werden, damit man standesgemäß durchs Leben kommt. Folglich mußte ich in die Schule, und irgendein örtlicher Einfluß bewog meinen Vater, mich in die Volksschule zu schicken.

Natürlich kam ich danach bald in die Realschule. Das Glück ist ja stets kurz. Meine Volksschulstage aber waren eine goldene Zeit. So viele Kesselfinnen mir auch späterhin in den Turban hineingefallen sind, so viele Kessel ich mir durch angestrengtes Herumklettern auf den dünnen Zweigen auch verschafft habe — so glücklich wie in der Volksschule von Helsingör bin ich nie wieder gewesen.

Ich sang mit den Kameraden bei Begräbnissen, und ich sang sicherlich schöner als ich jetzt singe. Denn ich geriet stets schnell in heftige Gemütsbewegung. Das Leidensgefühl mußte mich wohl notgedrungen für einen Jungen von seltener Herzengüte halten. Auch nach einer anderen Richtung hatte ich Erfolge zu verzeichnen, und das verdankte ich vor allem dem Umstand, daß ich der einzige in meiner Klasse — wenn nicht der einzige in der ganzen Schule — war, der Stiefel an den Füßen hatte. Die anderen trugen Holzschuhe oder Stiefen barfuß.

Ein jeder kann ermessen, welche Uoberlegenheit mir das verlieh. Ich war ein Fürst unter den Knaben; freilich bekam ich zuweilen auch meine Prügel um eben jener Stiefel willen, aber das passierte ja auch anderen Fürsten. Bewunderung, Neid, Prügel —

das alles diente dazu, mich auszuzeichnen; und das blieb mir auch keinoswegs verborgen.

Eines Tages stand ich während der Pause mit dem Rücken an der Mauer des Spielplatzes und verzehrte mein Butterbrot. Als ich da so stand, erblickte ich vor mir das Gesicht eines anderen Jungen, das ich seitdem nie wieder habe vergessen können.

Er sah zuerst meine Stiefel und dann mich an. Er sagte kein Wort, aber seine Augen erzählten mir deutlich genug, daß er der Ansicht sei, die Stiefel müßten ihm gehören, und daß er sie sich aneignen wolle, wenn er könne. Ein Haß, ein Hunger, ein Neid lebten in seinem Blick, so daß es mir ganz klar wurde, was das zu bedeuten hatte. Es war gar keine Rede davon, daß ich ihm die Stiefel geben wollte. Sie waren ja mein Eigentum, ich war mir klar darüber, daß ich in meinem guten Rechte war, und wollte es verteidigen. Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, warf ich mein Butterbrot fort und ballte die Fäuste. Ich begriff, daß wir uns zu schlagen hätten, und wir schlugen uns.

Viele Jahre später — ich war damals junger Student — hatte ich eines Abends einen armen und arm geborenen Kameraden bei mir zu Besuch.

In meiner Wohnung herrschte nicht der mindeste Luxus, ihm aber ist's wohl wie Reichthum vorgekommen. Wir saßen beim Abendbrot und aßen uns satt; er gedachte wohl des Tisches, um den er und seine Geschwister zu sitzen pflegten — wo es so viel mehr Mäuler und so viel weniger zu essen gegeben hatte. Vielleicht ist auch ein unbedachtes Wort gefallen, das seinen Gedanken Stärke und Wuthaftigkeit verlieh; daran erinnere ich mich nicht mehr.

Doch als ich ihn anblickte sah ich plötzlich wieder in das Gesicht des Jungen aus der Volksschule. Es gab mir einen Stoß, und rein instinktiv zog ich die Füße unter meinen Stuhl. Ich dachte an die vielbegehrten Stiefel meiner Kindheit; es war mir so, als hätte ich sie noch an den Füßen... und ich sah neben mir meinen Freund in Holzschuhen...

Ich empfand ein hartes Mißbehagen gegen ihn. Sein Neid erschien mir garstig, sein Mangel an Bildung stieß mich ab. Zugleich aber verstand ich, warum er so unfein fühlen mußte, und er tat mir leid. So kam ich wieder ins Gleichgewicht.

Später...

Ich kann keine Rechenschaft darüber ablegen, wie jenes Gefühl sich entwickelte und Jahr für Jahr wuchs, bis es so stark wurde, daß mir für Augenblicke ganz krank davon ums Herz ward.

Viele, viele Male noch habe ich das Gesicht des Jungen aus der Volksschule vor mir gesehen; und es gibt Tage, an denen es

mich geradezu verfolgt. Bald ist's ein Mann, der an meiner Tür läutet und um einen Zehrpfeunig bittet, bald ein betrunkenes Kaufhold, ein sich verbeugender Diener oder ein Mensch, der auf dem Perron steht und dem Zuge nachblickt, darin ich vorbeifahre. Manchmal ist es ein Gesicht, das sich gegen die Scheibe des Refraktors drückt, in dem ich sitze, oder ein reines Phantasiebild, das sich im Rauch einer Zigarette formt, die ich mir in froher Stimmung anzünde.

Und stets jagt das Gefühl bis in meine Füße hinab. Noch heutigen Tags bin ich derselbe, der ich in der Volksschule war: in prächtigen blanken Stiefeln zieh' ich unter barfüßigen Kameraden.

Aber was ist es denn, was mir seither widerfuhr? Verschunden ist mein Stolz auf die Stiefel, verschunden mein sicheres Eigentumsgefühl, verschunden mein Mut, das Reine zu verteidigen.

Ich schäme mich einfach meiner Stiefel. Es kann wohl vorkommen, daß ich in Mut gerate, dem Vittenden die Tür vor der Nase zuschlage, oder mir selber vorzähle, daß ich hysterisch sei. Es nützt aber nicht das mindeste, denn es verfliegt im Nu.

Und dann schäme ich mich doppelt, und nicht einmal dadurch, daß ich meinem barfüßigen Bruder einen Zehrpfeunig gebe, erlaufe ich mir ein bißchen Veruhigung. Karl Ewald.

Das einsichtige Ministerium.

Die Klagen über das überhandnehmende Denkmalswuesen scheinen endlich beim Ministerium des Innern und beim Kultusministerium Verständnis gefunden zu haben. Wie aus Straßburg gemeldet wird, sollte zur Feier der 100jährigen Jubeljährigkeit Neu-Vorpommerns zu Breuken im Jahre 1916 ein Denkmal Kaiser Wilhelms I. errichtet werden. In der letzten Sitzung des bürgerlichen Kollegiums verlas der Vorsitzende ein Schreiben, in dem Mittelung darüber gemacht wurde, daß die Minister des Innern und des Kultus es abgelehnt hätten, die Erlaubnis des Kaisers zur Errichtung des in Straßburg geplanten Reiterdenkmals Kaiser Wilhelms I. nachzusuchen.

Die Patrioten Straßburgs sind über diesen Bescheid begreiflicherweise sehr verärgert. Sah doch mancher von ihnen das immer noch leere Anopfloch bereits mit einem bunten Vogel geschmückt. Wße Jungen führen die Verweigerung zur Errichtung des Reiterdenkmals freilich nicht auf die gesunde Einsicht der Ministerien zurück, sondern meinen, daß der Grund der Ablehnung in dem Umstande zu suchen sei, daß bei den letzten Reichstagswahlen an Stelle des bisherigen konservativen Junkers mit sozialdemokratischer Hilfe ein Fortschrittler gewählt wurde und daß auch das Reiterdenkmal den schließlichen Sieg der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen nicht ausfallen werde.

